

Hundert Jahre Basler Missionsarbeit.

Von Professor D. Carl Mirbt in Göttingen.

(Schluß.)

III. Die Eigenart der Basler Mission und ihre Stellung in der Gesamtentwicklung der deutschen evangelischen Mission.

Wie der Protestantismus eine große Mannigfaltigkeit in der Verfassung der Kirchen erträgt und der geschichtlichen Entwicklung freien Spielraum läßt, die Formen herauszubilden, die der Besonderheit der Gebiete, für die sie bestimmt sind, entsprechen, so treten uns auch in der Organisation der evangelischen Missionsgesellschaften große Verschiedenheiten entgegen. Der Gedanke, eine Gleichförmigkeit anzustreben, ist niemals aufgekommen. Sie widerspräche dem Geist des Protestantismus, ganz abgesehen von den unüberwindlichen Schwierigkeiten, die dem Versuch einer praktischen Durchführung im Wege stehen würden. Da das Verständnis für die Wichtigkeit des Kirchenrechtes auf evangelischer Seite im allgemeinen noch recht unentwickelt ist, übrigens zum Schaden der evangelischen Kirche, kann es nicht Wunder nehmen, daß auch die Verfassung der evangelischen Missionsgesellschaften wie die der Missionskirchen, die unter ihrer Leitung stehen, verhältnismäßig geringes Interesse findet und infolgedessen in der einschlägigen Literatur nur wenig behandelt wird. Welche große Wichtigkeit der Verfassung eines großen Missionswesens aber tatsächlich zukommt, beweist die Geschichte der Basler Mission.

Für die Basler Missionsgesellschaft ist charakteristisch, daß sie von ihren ersten Anfängen bis zur Gegenwart durch ein Kollegium, das sogenannte Komitee, geleitet wird, das sich durch Zuwahl selbst ergänzt. In der Hand dieser zentralen Behörde liegt nicht nur die Erledigung der laufenden Geschäfte, sondern sie ist auch die höchste Verwaltungs- und Gesetzgebungsinstanz, trifft alle wichtigeren Entscheidungen und verfügt nach freiem Ermessen über die Mittel der Gesellschaft. Allerdings hing es von der jeweiligen Zusammensetzung des Komitees ab, in wie weit es imstande war, seine Autorität auf den Missionsgebieten zur Geltung zu bringen, und welchen Einfluß in seiner Mitte der Präses oder der Inspektor (Direktor) oder andere Mitglieder des Kollegiums ausgeübt haben. Es hat Zeiten gegeben, in denen einzelne Persönlichkeiten das Sest ganz in der Hand hatten und in denen die Selbständigkeit der Missionen draußen einen Grad erreichte, daß die Gefahr bestand, daß die wirkliche Leitung der Missionsarbeit den Händen der Heimatsbehörde entglitt. Aber trotz dieser Schwankungen hat sich das Komitee behauptet und übt noch heute die angegebenen Befugnisse aus.

Es war ein Schritt von großer Tragweite, daß die Freunde der Basler Mission früh begonnen haben sich zu Vereinen mit dem Zweck

ihrer Unterstützung zusammenzuschließen. Die Gründung des ersten Vereins erfolgte schon 1816 in Leonberg in Württemberg. Das Beispiel fand rasche Nachahmung in diesem Land, bald auch in der Schweiz, dann im Elsaß und in Baden, später auch in andern Teilen Deutschlands. Diese Hilfsvereine entwickelten sich zu einer festen Stütze der Basler Mission und wurden das Vorbild für ähnliche Organisationen der später entstehenden deutschen Missionsgesellschaften. Es ist begreiflich, daß inmitten dieser Hilfsvereine, je größer ihre Leistungen wurden, das Verlangen auftauchte, an der Verwaltung des Missionswerkes Anteil zu erhalten. Aber Basel hat, während in anderen Missionsgesellschaften ähnlichen Wünschen Rechnung getragen worden ist, seine patriarchalische Verfassung nicht geändert. Auf die Frage nach den Rechten eines der Basler Mission sich anschließenden Hilfsvereins erteilte der Missionsinspektor Hoffmann die Antwort: Das Recht, mit uns täglich auf den Knien für die Mission zu beten; das Recht, mit uns die Missionskunde soweit als möglich durch alle Kanäle zu verbreiten; das Recht, so viele Gaben für die Mission als immer möglich zu sammeln. Aber es ist auf der anderen Seite klar, daß ein Unternehmen, dessen Unterhalt nicht durch Erträge von Stiftungen bestritten wird, sondern auf die ständige Unterstützung seiner Freunde angewiesen ist und von deren Vertrauen getragen sein muß, nur bestehen kann, wenn zwischen der Direktion und den Freunden der von ihr geleiteten Arbeit ein Verhältnis enger Gemeinschaft und starken Vertrauens besteht. Die Basler Mission hat dafür auf ihren Jahresfesten freie Formen der Beziehungen zu ihren Vertrauensmännern gefunden, durch die die unerläßliche Verbindung zwischen dem Komitee und den Freundeskreisen, die seinen Rückhalt bilden, hergestellt wird. Auf die Dauer wäre es aber doch wohl nicht möglich gewesen, auf eine verantwortliche Beteiligung dieser Kreise an der Verwaltung der Missionsgesellschaft Verzicht zu leisten, wenn nicht die Gesamtentwicklung des Basler Missionswerkes den Beweis erbracht hätte, daß die oligarchische Verfassung ihm zuträglich gewesen ist. So eigenartige, wohl nur auf Basler Boden mögliche Verhältnisse lassen sich natürlich nicht kopieren, aber es ist eine interessante Tatsache, daß sie sich im Laufe von hundert Jahren bewährt haben.

Alle Missionsgesellschaften haben die Leitung der Missionsgebiete nicht aus der Hand geben dürfen, ohne sie schwer zu schädigen, und daß andererseits den im praktischen Missionsdienst stehenden Missionaren Bewegungsfreiheit zu gewähren ist, um ihre Sachkunde und Erfahrung für das Wohl des Ganzen fruchtbar zu machen. Der ideale Zustand wird natürlich dort vorliegen, wo es gelingt, diese beiden Interessen in einer natürlichen dort vorliegenden entsprechenden Weise in Einklang zu bringen. Aber da die Menschen verschieden sind und wechseln, da die Regierungen von der Heimat aus niemals die Nachteile der Entfernung von dem Schauplatz, für den Verfügungen erlassen werden, ganz über-

winden kann, da endlich willensstarke und talentierte Männer auch auf dem Missionsgebiet nach Selbständigkeit verlangen, so ist ein gutes Zusammenwirken zwischen Heimatbehörde und Missionararbeitern von vielerlei Faktoren abhängig. Es entspricht dem Grundcharakter der Basler Mission, daß sie auf Ordnung und Disziplin Gewicht legt und gegenüber dem Individualismus, der aus mannigfachen Gründen draußen einen besonders günstigen Nährboden findet, die Autorität der Zentralbehörde, d. h. des Komitees, in vollem Umfang anerkannt sehen will. In Indien wurde 1837 eine Verfassung ausgearbeitet, die die Zustimmung des Komitees fand und die Generalkonferenz aller Missionare als entscheidende Instanz auf dem Missionsfelde selbst einsetzte. Aber es gelang ihr nicht sich Respekt zu verschaffen; ihre Anordnungen wurden nicht befolgt und ihre Tagungen nicht besucht. Diesem Zustand sollte die Verfassung von 1849 ein Ende machen. Sie setzte fest, daß regelmäßig Stations-, Distrikts- und Generalkonferenzen stattfanden, und überdies zugleich einer jeden einen festen Wirkungskreis. Daß diese Neuordnung auch in der Tat praktisch durchgeführt wurde, war der Zweck und die Frucht der Visitationreise des Inspektors Josenhans 1851. Diese Verfassung ist auch auf den anderen Basler Missionsgebieten eingeführt worden, hat aber z. B. auf der Goldküste sich nur langsam eingebürgert. Die Schaffung von diesen drei Instanzen ermöglichte die Behandlung der allgemeinen Angelegenheiten unter allen in Betracht kommenden Gesichtspunkten und versetzte das Komitee in die Lage, nur zu sorgfältig vorbereiteten Anträgen Stellung nehmen zu müssen. Da es sich die Entscheidung über alle wichtigeren Dinge vorbehielt, ist das System einer strengen Zentralisation mithin auch in der Verwaltung der Missionsgebiete durchgeführt. Ihm verdankt die Basler Mission zum nicht geringen Teil ihre Erfolge und die Festigkeit ihrer Einrichtungen. Der Fernstehende kann darüber nicht urteilen, ob sich damit zugleich bürokratische Neigungen eingestellt haben. Reinesfalls aber ist von ihnen ein lähmender Einfluß ausgegangen. Denn unter der Herrschaft dieses Systems hat Basel seine größte Tatkraft entfaltet.

Eine eigentümliche Erscheinung in dem modernen Missionsleben sind die stetig wiederkehrenden Defizite der Missionsgesellschaften. Ihre Hauptursache liegt in der Schwierigkeit, gegenüber den aus der organischen Entwicklung der missionarischen Arbeitsfelder sich ergebenden und dauernd steigenden Ansprüchen Zurückhaltung üben zu sollen. Auch die Basler Mission hat zeitweise unter dem Mangel an Mitteln schwer gelitten. Dem Komitee standen in seiner ersten Sitzung 150 Napoleons'or zur Verfügung; im Jahre 1913 mehr als 2½ Millionen den Betrag von 10,000 Franken, 1855 stiegen sie auf eine halbe Million, 1913 auf 2,571,058 Franken. Diese nüchternen Ziffern reden eine gewaltige Sprache. Unter den zur Gewinnung größerer Mittel getroffenen Maßregeln ist die Einrichtung der Halbbagenkollekte im Jahre

1855 besonders erfolgreich gewesen. Dieser Sammelverein, der im letzten Berichtsjahr die Summe von 602,021 Franken aufgebracht hat, ist ein klassisches Beispiel der Nichtigkeit und Tragweite des in der Geschichte der Liebestätigkeit oft erprobten Grundsatzes, daß die Vereinigung vieler Geber zu regelmäßigen Spenden eine Großmacht ist, auch wenn der Einzelbetrag klein ist. Die Basler Mission, die mit der Veröffentlichung ihrer Einnahmen schon 1821 begonnen hat, ist durch die Entwicklung ihres Missionswerkes auch nach Seiten der Finanzverwaltung ein großer Organismus geworden. Die eingehenden und durchsichtigen Darlegungen in den Jahresberichten gewähren jedem einen klaren Einblick und beweisen, daß nach gefunden Grundsätzen gearbeitet wird. Die Finanzwirtschaft bildet einen festen Unterbau für den großen Komplex von Anstalten und Einrichtungen daheim und draußen, peinliche Sparsamkeit und Treue im Kleinen herrschen in dem Betrieb, in allen Teilen gewahrt man die für die Basler Mission charakteristische Umsicht und Solidität. Auf diesem Eindruck beruht das große Vertrauen, das ihr mit Recht entgegengebracht wird und ihren Freundeskreisen den Mut gegeben hat, ihre sich ausdehnenden Unternehmungen so tatkräftig zu unterstützen, wie es geschehen ist. Nur durch ihre musterhafte Verwaltung ist es auch möglich geworden, für die äußere Fürsorge für die Missionare und ihre Angehörigen so zu gestalten, wie die Größe und Bedeutsamkeit dieser Aufgabe es erfordert. Die alte Zeit kannte aus Mangel an tropenhygienischen Erfahrungen und zum Teil auch unter dem Einfluß asketischer Vorstellungen keine vorbeugenden Maßregeln in bezug auf die Gesundheit der Missionare, aber jetzt bestehen Gesundheitsstationen in Indien und Afrika, und der früher unbekannte Erholungsurlaub ist eine ständige Einrichtung geworden.

Auf dem Gebiet der Missionsmethode bestehen nicht nur zwischen den evangelischen und katholischen Missionen beträchtliche Unterschiede, sondern auch innerhalb der evangelischen. Die Verschiedenheiten zwischen Quäkern und Anglikanern oder zwischen Adventisten und Unitariern sind auch von Einfluß auf die missionarische Arbeitsweise. Eine nicht geringere Wirkung übt die Nationalität der missionierenden Gesellschaft aus. Da jedes Volk das Christentum eigenartig aufsaugt und es mit seinem Denken und Fühlen, mit seiner Gesinnung und Sitten, mit seinen Lebensgewohnheiten und Lebensanschauungen verschmelzt, kann es gar nicht anders, als es in Verbindung mit diesen Faktoren denen darbieten, die von ihm noch nichts wissen. In dieser Sachlage ist das relative Recht der „englischen“ Missionsart begründet, aber in ganz gleicher Weise auch das Recht des deutschen Typus. Wir dürfen es zu den Aufgaben, die der gegenwärtige Weltkrieg der Mission stellt, rechnen, daß wir über diese Fragen zur Klarheit kommen.

Auch innerhalb der katholischen Mission gibt es Abweichungen, aber sie sind auf evangelischer Seite größer, da hier jedes Missions-

unternehmen selbständig dasteht und auf eigene Gefahr und Verantwortung hin betrieben wird. So kann es geschehen, daß es wohl kaum eine Frage der Missionsmethode gibt, die nicht verschiedene Antworten fände, und wir die Beobachtung machen, daß auch die wichtigsten Probleme von grundlegender Bedeutung theoretisch wie praktisch eine sehr mannigfaltige Beantwortung erfahren.

Ueber die Absichten, von denen die Basler Mission geleitet gewesen ist, geben für die ältere Zeit die Instruktionen zuverlässige Auskunft, die sie ihren ausziehenden Missionaren mitgegeben hat. Aus ihnen spricht weiter Blick, Besonnenheit und Weisheit. Schon die Anweisungen, die zwei im Dienste der Edinburgher Judenmissionsgesellschaft nach Südrussland gehenden Böglingen 1820 erteilt wurden, beweisen große Umsicht. Als im folgenden Jahre von Basel jene ersten Sendboten zu selbständiger Missionsarbeit dorthin abgeordnet wurden, entließ man sie nicht ohne klare Aufträge. Selbstverständlich stand die Ausbreitung des Wortes Gottes an erster Stelle. Aber daneben wurde das Studium der Volkssprachen verlangt, sie sollten Mitarbeiter aus dem Lande selbst zu gewinnen suchen, die Begründung von Volksschulen vorbereiten, auch eine Druckerpresse aufstellen, um Bibelübersetzungen und christliche Literatur verbreiten zu können. Als es sich darum handelte, 1827 die für Liberia bestimmten Missionare zu beraten, erhielten diese programmatischen Gedanken eine schärfere Fassung und weitere Ausführung. Nachdrücklich wurden die Missionare darauf hingewiesen, daß sie auf dem Wege der Erfahrung sich darüber klar werden sollten, „wie den armen Negern die Rettungsmittel und Erleuchtungsmittel des Evangeliums nahegelegt werden können“, daß sie die vorbereitenden Arbeiten, wie die Erlernung der Neger-sprachen, nicht gering achten, daß sie mit Schulunterricht beginnen, aber daneben Heidenpredigt üben, daß sie vor allem das Christentum vorleben und dem Neger Liebe erzeigen sollten. Auch in gesundheitlicher Beziehung wie für die Wahl des Ortes der ersten Niederlassung wurden praktisch wertvolle Anweisungen gegeben. Wenn diese Ratschläge einige Jahrzehnte später gegeben worden wären, wären sie kaum hervorhebenswert, aber sie wurden erteilt, bevor Erfahrungen vorlagen! Sie zeigen, mit welchem gereiften Urteil die leitenden Persönlichkeiten an die Missionsarbeit herantraten.

Die Basler Mission ist zwar auf dem Boden des Pietismus erwachsen und verdankt der Verbindung mit ihm, wie oben gezeigt, nicht wenige bedeutungsvolle Anregungen, aber sie ist von Anfang an bewußt über die von ihm gepflegten missionarischen Grundsätze hinausgeschritten. Sie hat das von der Brüdergemeinde aufgestellte Missionsziel, „dem Lamm einige Seelen zu gewinnen“, zwar nicht abgelehnt, denn auch sie arbeitet auf die Bekehrung einzelner hin; aber sie faßt ihre Aufgabe weiter, indem sie die Schaffung christlicher Volkskirchen erstrebt. Den Beweis dafür, daß die Basler Mission sich dieses Ziel gesteckt hat, liefert die Tatsache, daß sie, wie wir sahen,

schon in ihrem ersten Missionsgebiet am Kaukasus auf Schulgründungen und auf die Heranbildung eingeborener Lehrer bestimmt hingewiesen und diese Grundsätze überall, wohin sie kam, festgehalten hat. Diese Anschauungen faßte Josenhans im Rückblick auf ihre 50jährige Geschichte im Jahre 1865 in die Worte zusammen: „Beim Betrieb der Mission in der Heidenwelt geht die evangelische Missionsgesellschaft von der Ansicht aus, daß ihre Aufgabe nicht bloß ist, Einzelne zu bekehren, sondern das Volksganze unter den Einfluß des Evangeliums zu stellen. Deshalb betont sie in erster Linie die Heidenpredigt durch das ganze Land, in zweiter den Unterricht der heidnischen Jugend. Sie begnügt sich aber nicht mit der bloß flüchtigen und oberflächlichen Evangelisation der Massen mittelst der nur von Zeit zu Zeit die einzelnen Orte berührenden Heidenpredigt. Sie betrachtet als den zweiten Teil ihrer Aufgabe, die Getauften in Gemeinden zu sammeln und ein wahrhaft schriftmäßiges Gemeindeleben zu begründen. Sie hält fest, daß, wie ein Christ nur in der Gemeinschaft gedeiht, so die Neubekehrten sich erst in der Gemeinde bewähren können.“ Der Heidenpredigt trat also die Pflege der Gemeinden zur Seite, und sie beanspruchte einen immer größeren Teil der Zeit und Kraft der Missionare. Josenhans, der wie kein zweiter die Wichtigkeit und Notwendigkeit dieser Gemeindepflege betont hatte, wurde schließlich stutzig und legte mit der ihm eigenen Klarheit sich selbst die Frage vor, ob dieser Prozeß dem Wesen der Mission entspreche. „Ein Bedenken will mich oft beim Anblick unserer alten Arbeitsfelder beschleichen“, sagte er bei seinem Amtsjubiläum. „Unsere Brüder in Indien und Afrika sind im Laufe der Jahre fast zu Pastoren der Neubekehrten geworden. Die Zahl der eigentlichen Heidenprediger, derjenigen, die Missionsarbeiter im eigentlichen Sinne des Wortes sind, ist verhältnismäßig gegen früher so klein, daß unsere Brüder in Gefahr sind, Pastoren und Lehrer zu werden und ihr Amt zu betreiben, wie man in der Heimat das Pfarr- und Lehramt betreibt.“ Daß ein so scharf denkender Mann wie Josenhans über die wichtigste Frage der Missionsmethodik in seinem Urteil schwankend werden konnte, ist sehr bedeutsam und weist auf ihre Schwierigkeit hin. Sein Bedenken ist auch von anderen geteilt worden und wurde von seinem Nachfolger Schott zum Ausgangspunkte für eine umfassende Kritik der Basler Missionsarbeit gemacht, die in Vorschlägen für eine Umgestaltung des Missionsbetriebes ausmündete. Mission fiel ihm im Wesentlichen mit Heidenpredigt zusammen. Die Beschäftigung der Missionare mit Gemeindegarbeit, Schultätigkeit und wirtschaftlichen Unternehmungen irgend welcher Art erschien ihm demzufolge als eine Abwendung von ihrem Beruf. Daraus ergab sich für ihn das Ziel, sie von diesen Aufgaben zu entlasten, um sie für den Zweck frei zu machen, dem sie ihre Kraft widmen sollten; und er glaubte es dadurch erreichen zu können, daß die Verwaltung der Gemeinden übertragen wurde und die Mission sich an christliche Eingeborene übertrug und die Mission sich des Grundbesitzes entledigte und auf ihre industriellen Betriebe und kauf-

männlichen Unternehmungen verzichtete. Da die Durchführung dieses Programms eine vollständige Umwälzung des ganzen Basler Missionswesens in sich schloß, nahm das Komitee zunächst eine abwartende Stellung ein und hat es schließlich abgelehnt, als einige in der Linie des Schottischen Gedankenganges angestellte Versuche scheiterten und die Forderungen selbst als unzumutbar und als von unzutreffenden Voraussetzungen aus erhoben erkannt wurden. Doch waren diese Erörterungen über Aufgabe und Methode der Mission für die Basler Missionsgesellschaft nicht ohne positiven Ertrag; sie hat aus ihnen zu lernen verstanden. Aber sie hatte die praktische Erfahrung auf ihrer Seite, wenn sie die Wege nicht verließ, auf denen sie bisher gegangen war, und Heidenpredigt und Gemeindepflege nicht als Gegenätze gelten ließ, sondern als sich gegenseitig ergänzende Stücke desselben Liebesdienstes auffaßte. Diesem Urteil hat Missionsdirektor Dehler gelegentlich einmal folgenden Ausdruck gegeben: „Die Aufgabe der Mission kann nicht mit der Gründung und Sammlung von Gemeinden erschöpft sein. Sie darf den Boden des Heidentums nicht nur bearbeiten, besäen und bepflanzen und dann weggehen, sondern das Feld oder der Garten muß gepflegt werden. Eine heidenschristliche Gemeinde, die auf dem Boden des Heidentums erwachsen ist, gleicht einer Pflanzung im tropischen Afrika, wo, sobald die Pflege aufhört, die Gefahr völliger Verwilderung droht. Die Gemeinden müssen freilich einmal das Maß geistiger und geistlicher Selbständigkeit erlangen, daß sie sich ohne Hilfe der Mission selbst erbauen können; aber bis sie dahin gelangt sind, bedürfen sie geduldiger und treuer Pflege.“

Die Inangriffnahme eines neuen Missionsgebietes bedeutet für die Basler Mission zugleich die Begründung von Schulen. Sie darf auf ihr Schulwesen stolz sein. Daß schon die ersten Instruktionen für die Missionare, die nach dem Kaukasus und nach Sibirien entsandt wurden, die Anweisung gaben, Schulen zu errichten, wurde bereits erwähnt. Sie hat also den hohen Wert der Schule als Missionsmittel früh erkannt und damit zugleich bewiesen, daß es ihr niemals zweifelhaft gewesen ist, daß Christianisierung stets zugleich Volkserziehung sein muß. Nach der letzten Statistik vor dem Ausbruch des Krieges unterhielt die Basler Mission in Indien 211, in China 112, an der Goldküste 157, in Togo 1, in Kamerun 384, insgesamt also 865 Schulen, die in Indien von 21,071, in China von 5151, an der Goldküste von 7819, in Togo von 13, in Kamerun von 22,818, insgesamt also von 56,872 Schülern besucht wurden. Die Wichtigkeit dieser Schularbeit in missionarischer Hinsicht erhellt aus der Feststellung, daß unter diesen Schülern nur 12,354 Christen waren, während 44,518 einer nichtchristlichen Religion angehörten. Wenn wir erfahren, daß sich unter den Missionschülern 48,113 Knaben und 8759 Mädchen befanden, so ist nicht der große Abstand zwischen diesen beiden Gruppen bemerkenswert, sondern die relativ hohe Ziffer der Mädchen, da in ihnen die beginnende geistige Erhebung des weiblichen Geschlechts zum Ausdruck kommt. Interessante

Einblicke in die sozialen und kulturellen Verhältnisse eröffnet die Gegenüberstellung der Schülergruppen in den einzelnen Ländern. In Indien standen den 16,708 Knaben 4363 Mädchen gegenüber, in China nahmen 4603 Knaben neben 548 Mädchen an dem Unterricht teil, an der Goldküste 5796 Knaben neben 2023 Mädchen, in Kamerun 20,993 Knaben neben 1825 Mädchen. Wenn an der Goldküste 1630 christliche Mädchen in den Schullisten geführt werden können neben nur 393 heidnischen Schülerinnen, so treten uns damit zugleich die wohl geordneten christlichen Gemeinden dieses Arbeitsgebietes vor Augen, in denen die Fürsorge für die heranwachsende weibliche Jugend bereits gute Fortschritte gemacht hat. Dagegen führt uns die Schülerstatistik Kameruns in junge Gemeinden, in denen der Bildungshunger des Afrikaners auch das weibliche Geschlecht in die Schulen treibt, so daß den 309 christlichen Mädchen nicht weniger als 1516 nichtchristliche Schülerinnen zur Seite stehen. Aus dieser Kulturbewegung erklärt es sich auch, daß Kamerun mit seinen 22,818 Schülern obenan steht und damit sogar das alte Missionsgebiet Indien, das nur 21,071 aufweist, überflügelt hat.

Die Entwicklung des Schulwesens in dieser britischen Kolonie hat eine eigenartige Geschichte durchlaufen und die Mission zu verschiedenen Zeiten vor schwierige Entscheidungen gestellt. Für die Schulen, mit deren Gründung die Missionare in Indien sofort begonnen hatten, bestanden anfangs keine festen, einheitlichen Normen, so daß den Neigungen der einzelnen Schulleiter ein weiter Spielraum gelassen war. Auch in diese Verhältnisse brachte die Visitationsreise des Inspektors Rosenhans Ordnung. Die breite Grundlage des Schulwesens bildeten die für die Kinder christlicher Eltern bestimmten Gemeindeschulen. Aus ihnen rekrutierten sich die Mittelschulen, die 1859 in jedem Distrikt errichtet wurden, um einer Anzahl von begabteren jungen Leuten eine höhere Ausbildung zu geben behufs Verwendung im Schuldienst; später wurden für diesen Zweck auch besondere Lehrerseminare begründet. Seine Krönung fand das Schulwesen in dem Predigerseminar. Um die Nachteile, die der privaten Ausbildung von Eingeborenen durch einzelne Missionare anhafteten, abzustellen, wurde die Katechisten Schule in Mangalur dazu ausgebaut. Da sie als Zentralschule für die eingeborenen Prediger aller indischen Arbeitsfelder gedacht war, fiel ihr die Nebenanstalt in Talascheri in Malabar zum Opfer, freilich nicht dauernd. Denn sie ist, wenn sie auch nach ihrer Wiederbelebung 1863 bald aufs neue aufgehoben wurde, infolge der Visitation Dehlers dann wieder eröffnet worden und erwies sich jetzt als lebensfähig. Im Jahre 1913 zählte sie 17 Zöglinge, während in dem Seminar in Mangalur 23 unterrichtet wurden. Neben diesen Schulen, die nur Christen aufnahmen, unterhielt die Basler Mission andere für die Kinder heidnischer Eltern; an den weiteren Ausbau dieser Schulen knüpfte sich große Hoffnungen. Da trat ganz unerwartet ein Ereignis ein, das für alle in Indien bestehenden Schulen, auch für die der Basler Mission, den Beginn einer neuen Epoche bedeutete. Die englische

Regierung, bis dahin ohne Interesse für die Bildung der Eingeborenen, begann unter der Führung von Wilson und Duff eine Schulpolitik großen Stils und nahm die geistige Hebung der einheimischen Bevölkerung in ihr Arbeitsprogramm auf. Sie war so einsichtig, den vorhandenen Schulen, auch denen der christlichen Missionen, in ihren Plänen einen festen Platz anzuweisen, aber begann zugleich damit, sie planmäßig nach den von ihr für richtig gehaltenen Normen umzugestalten. Sie wählte dafür das auch in andern Kolonien angewandte Verfahren, für den Nachweis bestimmter Schulleistungen jährliche Unterstützungen zu gewähren. Auf missionarischer Seite wurde dieses Vorgehen zuerst mit Freuden begrüßt, die Erleichterung der Schullasten dankbar empfunden und die staatliche Schulaufsicht gerne hingenommen, so lange der christliche Charakter der Schulen dadurch keine Beschränkung erfuhr. Aber gerade in bezug auf diesen für die Basler Mission entscheidenden Punkt trat nach dem Aufstand von 1857 ein Umschwung ein. Denn die Regierung, von der Absicht geleitet, alle Konflikte auch auf religiösem Gebiete zu vermeiden, suchte aus den Schulen das religiöse Element auszuschneiden. Da aber religionslose Schulen den Zwecken der Mission widersprachen, kam es zum Bruch. Man verzichtete seitens der Mission auf die staatlichen Beihilfen und gewann dafür die frühere Selbständigkeit zurück. Gleichzeitig bemühte man sich, die Seidenschulen zu reformieren und ihre Leistungsfähigkeit zu steigern. Aber einem ernststen Konkurrenzkampf mit den staatlichen Schulen waren die Basler Missionsschulen auf die Dauer nicht gewachsen. Die Mission erachtete es daher für richtig, trotz mancher missionarischer und pädagogischer Bedenken nach einiger Zeit in das frühere Verhältnis zu der staatlichen Schulverwaltung zurückzukehren und ihre Schulen der Inspektion der Regierung aufs neue zu unterwerfen. Dieser Zustand besteht noch in der Gegenwart. Das starke Umsichgreifen des Verlangens nach Bildung in weiteren Kreisen der eingeborenen Bevölkerung ist dann während der letzten Jahrzehnte auch dem Unterrichtswesen der Basler Mission zustatten gekommen. Dabei war es für sie eine selbstverständliche Sache, daß sie dem altbewährten Grundsatz evangelischer deutscher Missionspraxis treu blieb, die geistige Hebung der Eingeborenen auf dem Boden ihres Volkstums anzustreben.

Die katholische Kirche ist es von altersher gewöhnt, ihren missionarischen Veranstaltungen wirtschaftliche Unternehmungen anzugliedern. Auch auf evangelischer Seite treffen wir die Verbindung der Mission mit Handel und Industrie, wenn auch seltener. Zu den Gesellschaften, die in größerem Umfang Geschäfte betreiben, gehört die Basler Missionsgesellschaft; sie ist durch die Entwicklung ihrer Arbeit darauf hingewiesen worden. Da in Indien der Uebertritt zum Christentum die Ausstoßung aus der Kaste und damit den Verlust des Gewerbes und Unterhaltes zur Folge hatte, erwuchs der Basler Mission die unabwiesbare Pflicht, sich derer anzunehmen, die den großen Mut bewiesen, trotz dieser bedrohlichen Aussichten Christen zu werden.

Weil aber eine Verwendung der Uebergetretenen im Missionsdienst nur für Ausnahmefälle in Frage kommen konnte, war es notwendig, die Fürsorge für sie auf einer breiteren Grundlage aufzubauen. Dabei war es selbstverständlich, daß eine vernünftige und wirksame Hilfeleistung auf keinem anderen Wege zu erstreben war, als durch die Zuweisung von Arbeit. Die Basler Mission wandte sich zuerst der Landwirtschaft zu, und nicht ohne Erfolg. Aber aus der Ansiedelung der eingeborenen Christen ergaben sich Schwierigkeiten, und der erworbene Besitz an Grund und Boden legte viele Kräfte fest und entzog sie anderen Aufgaben. Diese Erfahrungen gaben die Lehre, durch die Erschließung auch anderer Erwerbszweige dem sozialen Notstand der einheimischen Christen zu begegnen. Die Versuche bestanden teils in der Einführung europäischer Handwerke, teils in der Pflege von Berufszweigen, an die die Bevölkerung gewöhnt war. Was aber auch immer in Angriff genommen wurde, überall stieß die Mission auf die schwer zu überwindende Abneigung der Hindu gegen ernste und schwere Arbeit. Es lag weder an den Handwerkern, die ausgesandt wurden, um als Lehrmeister zu dienen, noch an der Art der Beschäftigungen, um deren Verbreitung man sich bemühte, sondern an dem Mangel an Arbeitsförmigkeit und wohl auch an der geringen körperlichen Kraft der Eingeborenen, daß die erhofften großen Erfolge ausblieben. Aber ein Fehlschlag ist dieses Vorgehen trotzdem nicht gewesen. Denn wenn auch einzelne Unternehmungen, wie die Fabrikation von Hyänen und die Seidenzucht, sich nicht einbürgerten, so eröffnete sich dagegen der Buchdruckerei und Buchbinderei in Mangalur eine große Wirksamkeit; die errichteten Webereien fanden gute Aufnahme, und die begründeten Ziegeleien entwickelten sich zu großen Betrieben. Ähnliche Methoden brachte die Basler Mission an der Goldküste zur Anwendung, nur war hier für sie der Gesichtspunkt maßgebend, die Eingeborenen auf ein höheres Kulturniveau zu erheben. Da die englische Regierung bis zum Kantonkrieg von 1874 für die kulturelle Erziehung der Neger des Landes kein Interesse an den Tag gelegt hatte, mußte die Basler Mission diese Aufgabe auf sich nehmen und hat sie in geradezu vorbildlicher Weise gelöst. Durch die Einführung von Nutzpflanzen machte sie sich um die Landeskultur verdient und hatte bei der Verbreitung von Handwerken eine glückliche Hand. In zäher Beharrlichkeit gelang es ihr, den auch hier vorhandenen passiven Widerstand der Eingeborenen zu überwinden und ihnen in den Missions-Werkstätten Fertigkeiten zu beibringen, die große Anerkennung gefunden haben. Nun ist es selbstverständlich, daß die durch Arbeit gewonnenen Werte umgesetzt werden müssen. Es haben daher alle diese Veranstaltungen in Indien wie in Westafrika dahin geführt, daß die Basler Mission allmählich dazu überging, auch Handelsgeschäfte zu unternehmen. In Afrika kamen noch andere Umstände hinzu, die darauf hinvirkten, daß der Missionshandel hier bald eine große Ausdehnung erhalten hat. Sinter allen Handelsunternehmungen der Basler Mission steht die 1859 begründete

Missionshandels-gesellschaft, deren Eigenart darin besteht, daß sie den Inhabern von Anteilen einen bestimmten Zins gewährt und den Mehrertrag der Basler Mission überweist. Diese selbst ist dadurch vor den Gefahren bewahrt, die jedem geschäftlichen Unternehmen drohen, und genießt nur die Vorteile günstiger Geschäftslagen. Vom Jahre 1912 floß ihr als Gewinnanteil die Summe von 548,763 Franken zu. Schon die Höhe dieses Betrages zeigt an, daß die Verbindung mit dem Handel für die Basler Mission von nicht geringer Bedeutung ist. Aber noch weit wichtiger ist für sie die ideale und speziell pädagogische Seite ihrer Unterstützung von Industrie und Handel. Der in Indien für sie maßgebende Beweggrund, sich damit zu befassen, bedarf keines Wortes der Rechtfertigung. In Afrika aber sind die wirtschaftlichen Unternehmungen, die die Mission in der Hand hat, ein Mittel, die Neger zur Arbeit zu erziehen, d. h. sie zur Bewahrung des Christentums in sittlichem Handeln anzuleiten. Der von ihr und unter ihrer Mitwirkung betriebene Handel aber wirkt außerdem insofern erzieherisch, als von ihm grundsätzlich der Alkohol ausgeschaltet ist, dessen Einfuhr nach Afrika vielleicht noch größere Verheerungen angerichtet hat, als seinerzeit der Sklavenhandel. Es wird also der Tatbeweis erbracht, daß es möglich ist, auch bei Ausschaltung dieses sonst üblichen Anziehungsmittels auf dem Boden gediegener Geschäftsführung lediglich durch Güte der Leistungen Vertrauen zu finden und befriedigende Ergebnisse zu erzielen. Die Basler Mission hat daher Grund, auf diesen umstrittenen Teil ihrer Tätigkeit mit Befriedigung zurückzublicken. Er bildet einen wichtigen Ausschnitt ihrer Arbeit, wenn er sich auch auf den peripherischen Gebieten ihrer Wirksamkeit abgespielt hat. Nach Lage der Dinge ist der Missionskaufmann und der Missionshandwerker ein unentbehrliches Glied in dem missionarischen Organismus der Basler Mission und wird es bleiben, wohl noch für lange Zeiten.

Zu einem besonderen Zweig ihrer Arbeit hat die Basler Mission neuerdings die ärztliche Mission ausgestaltet. Schon in ihren Anfangszeiten hatte sie zweimal Ärzte ausgesandt, aber dann folgte ein halbes Jahrhundert, ohne daß sich die Gelegenheit dazu wiederholte. Daß aber das Bedürfnis weiterbestand, zeigt der Umstand, daß seit den fünfziger Jahren die Missionszöglinge eine kurze Einführung in die Medizin erhalten haben. Vor 30 Jahren konnte endlich die Aussendung berufsmäßig ausgebildeter Ärzte wieder aufgenommen werden. Als erster zog Dr. Fisch 1885 nach der Goldküste, 1886 ging Dr. Liebendörfer nach Indien, 1893 Dr. Wittenberg nach China. Diesen Männern sind später andere gefolgt. Das Interesse der Basler Missionsgesellschaft an der ärztlichen Mission ist durch ihre eigenen Erfahrungen angeregt worden und im Blick auf den großen von ihr ausgegangenen Segen dauernd gewachsen. Von verschiedenen Gesichtspunkten aus erwies sich die ärztliche Mission als notwendig. Zunächst war es die Gefährdung der Gesundheit der europäischen Missionsarbeiter durch das tropische Klima der Goldküste, die den Gedanken nahelegte, ihr durch die Aus-

sendung von Ärzten zu begegnen. Aber auch die Eingeborenen bedurften dringend der Hilfeleistung, und zwar in allen heidnischen Ländern. Seit man gelernt hat, auf diese Verhältnisse sorgfältiger zu achten, ist festgestellt worden, daß es sich um große und dauernde Notstände handelt. Das Krankheitselend hat zum Teil darin seinen Grund, daß die Heilkunde sich auf einer tiefen Stufe der Entwicklung befindet und durch die Anwendung barbarischer Mittel, durch Unfähigkeit in operativer Hinsicht, wie durch Mangel an Reinlichkeit viel Unheil anrichtet. Alle diese Wahrnehmungen weckten das rein menschliche Mitgefühl und stellten die Aufgabe, das höhere Wissen des Europäers für die Unglücklichen fruchtbar zu machen, die gezwungen sind, sich diesen Mißhandlungen auszusetzen. Aber die nähere Bekanntschaft mit dem heidnischen Volkstum ergab zugleich, daß die zweckwidrige Behandlung des Kranken auch in das religiöse Gebiet hinübergreift, indem die Erkrankung selbst auf das Einwirken dämonischer Kräfte zurückgeführt wird. Daraus erklärt sich, daß von der Anwendung von Beschwörungen und abergläubischen Handlungen Heilwirkungen erwartet werden und die Zauberer, von denen man glaubt, daß sie mit der Geisterwelt in Verkehr stehen, im Krankheitsfall konsultiert werden. Bei dieser Sachlage ist die Einschränkung der Macht der heidnischen Medizinmänner Afrikas wie auch der Ärzte in China demnach zugleich ein Kampf gegen heidnischen Aberglauben und das Heidentum selbst. Die evangelische Mission hat daher die Grenzen ihres eigensten Arbeitsgebietes nicht überschritten, als sie dazu überging Ärzte und Ärztinnen auf die Missionsgebiete zu entsenden, europäisches Pflegepersonal in den Kreis ihrer Berufsarbeiter aufzunehmen und Eingeborene zu Pflegern und Ärzten heranzubilden. Wir müssen es offen zugestehen, daß in England und Amerika die Wichtigkeit dieser ganzen Arbeit früher erkannt worden ist als in Deutschland, und daß von diesen Ländern aus bereits eine groß angelegte ärztliche Mission betrieben wurde, als wir uns noch in dem Stadium gelegentlicher Ansätze befanden. Die Basler Mission gehört nun zu den deutschen Missionsgesellschaften, die diese von außerhalb nach Deutschland gelangten Anregungen zuerst aufgegriffen haben, ja es kommt ihr sogar das Verdienst zu, die Einbürgerung des Gedankens der ärztlichen Mission innerhalb des deutschen Protestantismus wesentlich befördert zu haben. Es genügt, auf die Begründung des Stuttgarter Vereins für ärztliche Mission 1898 hinzuweisen, der die wichtigste Vorarbeit für die Errichtung des Deutschen Instituts für ärztliche Mission geleistet hat, das 1909 in Lüdingen eröffnet werden konnte. Dieses Institut, mit dessen Begründung vor allem der Name des Stuttgarter Großkaufmanns Paul Bechler verknüpft ist, hat sich in den Dienst aller deutschen Missionsgesellschaften gestellt und in den wenigen Jahren seines Bestehens in der Fürsorge für angehende Missionsärzte, Missionsärztinnen und Missionare alle Erwartungen erfüllt. Am allerwenigsten wird man in den Kreisen der Basler Mis-

sion geneigt sein, die ärztliche Mission zu überschätzen. Diese wird stets zu den Maßnahmen gehören, die die missionarische Predigt nur ergänzen und sie zur Voraussetzung haben. Aber richtig verstanden und richtig geleitet, ist sie die Form der Betätigung christlicher Liebe, die erfahrungsgemäß besonders geeignet ist, in der Heimat wie auf den Missionsfeldern das Vertrauen zur Mission zu wecken und zu stärken.

Es ist keine Eigentümlichkeit der Basler Mission, daß ihr die Umgestaltung des Lebens in den von ihr gesammelten heidnischen Gemeinden viel zu schaffen macht, denn schließlich läuft alle Missionsarbeit darauf hinaus, und ein Vergleich der Missionsgebiete enthüllt die Tatsache, daß wir überall die gleichen Schwachheiten antreffen und daß die von dem Christentum zu überwindenden Hindernisse eine auffallende Gleichförmigkeit tragen, womit natürlich nicht bestritten werden soll, daß jede Völkerguppe auch ihre Besonderheiten aufweist. Aber wir beobachten zugleich, daß die missionarische Praxis gegenüber einer Reihe von einzelnen Erscheinungen des heidnischen Lebens nicht gleich ist. Da die evangelische Mission kein Tribunal kennt, das allen Gesellschaften verbindliche Anweisungen gibt, finden schwierige Einzelfragen eine verschiedene Behandlung. Wir greifen nur einige heraus, deren Behandlung für die Basler Mission charakteristisch erscheint. Die Stellung zur Sklaverei wurde in Westafrika aus verschiedenen Gründen erst im zweiten Drittel des vergangenen Jahrhunderts eine brennende Frage. Die Verhandlungen im Kreise der Missionare offenbarten große Meinungsverschiedenheiten und führten zu temperamentvollen Erörterungen, die schon als solche von Interesse sind, da sie von geistiger Regsamkeit zeugen. Der Tatbestand war der, daß sich innerhalb der Christengemeinden Sklaven und auch Besitzer von Sklaven befanden. Die Berechtigung dieses Zustandes wurde von der einen Seite behauptet, von der anderen bestritten. Was sich zu gunsten der Festhaltung dieser gesellschaftlichen Ordnung sagen läßt, wenn sie einmal besteht und human gehandhabt wird, wurde geltend gemacht, aber ebenso alles, was von grundsätzlichen Erwägungen aus für ihre Beseitigung ins Feld geführt werden kann. Schließlich ist der von dem Komitee empfohlene Mittelweg beschritten worden, auf eine praktische Verständigung im Geiste brüderlicher Liebe bei gleichzeitiger Abschwächung des Sklavenverhältnisses hinzuarbeiten. Die gesetzliche Einschränkung der Sklaverei durch die englische Regierung hat die allmähliche Verdrängung der Einrichtung erleichtert. Einen ähnlich vermittelnden Standpunkt nahm die Basler Mission gegenüber dem Problem der Polygamie ein. Es besteht nicht darin, daß es erst einer Untersuchung bedurfte, ob die Vielehe für einen Christen erlaubt sein kann oder nicht, denn sie muß grundsätzlich verworfen werden. Infolgedessen wird der Christ, der ein polygamisches Verhältnis eingeht, aus der christlichen Gemeinde ausgeschlossen. Aber eben die Hochschätzung der Ehe kann ernste Gewissenskonflikte hervorrufen, wenn es sich um polygamische Ehen handelt, die eingegangen sind, bevor der Uebertritt zum

Christentum erfolgte, und durch die Art, wie sie geführt werden, keinen Tadel hervorrufen. Die Gemeindeordnung der Basler Mission von 1859 hat für diesen Fall die bestehenden Vielehen anerkannt und die Polygamisten in die Gemeinden aufgenommen, ihnen jedoch die Uebernahme von Gemeindeämtern versagt. Eine scharf ablehnende Stellung nimmt die Basler Mission dagegen gegenüber der Kaste ein. Die Gemeindeordnung erklärt sie für unvereinbar mit dem Stande des Christen, in Gottesdienst und Schule wird daher auf sie keine Rücksicht genommen. Mit dieser Behandlung der Kaste stellte sich die Basler Mission in scharfem Gegensatz zu einer sozialen Einrichtung, die bekanntermaßen das gesamte Leben Indiens beherrscht und das größte Hindernis für die Entwicklung der Bevölkerung bildet; aber sie hat diesen Standpunkt festgehalten. Ihre großen Erfolge haben auch die Durchführbarkeit dieses Grundsatzes bewiesen, zunächst für den Teil des südlichen Indiens, wo sich ihre oben skizzierten ausgedehnten Arbeitsfelder ausbreiten.

Die Basler Mission hat sich also nicht nur eine ihrem Wesen entsprechende Organisation geschaffen, sondern auch eine Methode herausgebildet, durch die sie in nicht wenigen Punkten sich von andern Gesellschaften unterscheidet. Auf diesen Eigentümlichkeiten wie auf den von ihr ausgegangenen Wirkungen beruht die besondere Stellung, die sie in der Gesamtentwicklung des deutschen Missionswesens sich erworben hat. Wir haben uns hier mit wenigen Andeutungen zu begnügen. Am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts hatte der Missionsgedanke in Deutschland noch so wenig Wurzel geschlagen, daß die Meinung aufkommen konnte, mit der Begründung der Basler Missionsgesellschaft neben der Mission der Brüdergemeine sei ein Missionsorgan gewonnen worden, das fähig wäre, das missionarische Handeln des gesamten deutschen Protestantismus zusammenzufassen. Aber die Pläne, eine allgemeine deutsche Mission unter der Führung Basels ins Leben zu rufen, sind nicht verwirklicht worden. Trotzdem haben die Bemühungen Blumhardts für das deutsche Missionswesen reiche Frucht getragen; denn sie haben zahllose Anregungen ausgestreut, und die Basler Hilfsvereine haben dazu beigetragen, daß die Missionsfreunde sich zusammenschlossen und die Wichtigkeit des Zusammentritts zu gemeinsamer Arbeit erkannt wurde. Daß das auf diesem Wege entfachte Missionsinteresse sich dann im Anschluß an die vorhandenen kirchlichen Verhältnisse der einzelnen Gebiete in der Begründung zahlreicher neuer Missionsgesellschaften ausgewirkt hat, war eine Entwicklung, die, wie die Folgezeit bewiesen hat, den Stand, daß der Name Basels in der Gründungsgeschichte der in den zwanziger und dreißiger Jahren neu auftretenden missionarischen Organisationen häufig auftaucht, beweist die Stärke der Kräfte, die von ihm ausgeströmt sind. Auch in der Folgezeit hat Basel sein Verständnis für den Wert des Zusammengehens mit andern Gesellschaften bewiesen,

indem es beispielsweise 1837 mit der Barmer und Bremer Missionsgesellschaft über die Gewinnung von Grundstücken für ein gleiches Vorgehen in Beratung eintrat. Zu den wertvollen Gaben Basels an das ganze evangelische Deutschland dürfen wir es auch rechnen, daß von hier aus die Missionsfrage betruft in die Öffentlichkeit getragen worden ist und daß sie durch die Begründung der Missionsfeste eine Form der Verbreitung von Missionsinteresse gefunden hat, auf die in der Gegenwart keine unserer Missionsgesellschaften verzichten würde. In besonderem Maße ist die Norddeutsche Missionsgesellschaft der Basler zu Dank verpflichtet, da die von ihr ausgesandten Missionare auf dem Basler Seminar ihre Ausbildung empfangen.

Jedes christliche Liebeswerk, das für eine dauernde Wirksamkeit bestimmt ist und von einzelnen Personen unabhängig gemacht werden soll, nimmt in irgendwelcher Weise institutionelle Formen an. Es kann nicht anders sein, wie die Geschichte beweist. Nun lassen sich aber Ueberzeugungen, Gefühle, Stimmungen nicht veranstalten. Alle Satzungen, Ordnungen, Verfassungen erscheinen, an ihnen gemessen, leicht wie eine Verflachung, wie eine Veräußerlichung, wie eine Abkehr von dem Geist und der Wärme unmittelbar wirkender Liebe. Daher wird der Uebergang zu ihnen im Rückblick auf die Zeiten „der ersten Liebe“ oft als ein Herabsteigen, als ein Rückschritt, als ein Nachlassen der schöpferischen Kräfte der Gründungsperiode empfunden. Das ist begreiflich; es liegt in diesem Urteil auch ein Wahrheitsmoment. Die Vergewärtigung des Unterschieds von Einst und Jetzt ist auch heilsam, denn sie stärkt das Pietätsgefühl und erzieht zur Demut. Aber daneben ist nicht aus den Augen zu verlieren, daß das Handeln von Gemeinschaften niemals fester Ordnungen entraten kann. Die neuzeitliche Missionsgeschichte liefert uns manche Beispiele dafür, daß edle Begeisterung und opferfreudiger Glaube nicht die bleibenden Wirkungen erzielt haben, die sie hätten hervorbringen können, weil die Gesetze nicht beachtet wurden, die in der Welt des Handelns gelten. Die Basler Missionsgesellschaft ist ein leuchtendes Vorbild dafür, daß die Pflege der religiösen Grundkräfte, ohne die jedes Missionsunternehmen geistlich verarmen und innerlich verkümmern würde, mit weiser Verwertung und Festhaltung der von ihr und andern gewonnenen Erfahrungen sich sehr wohl vereinigen läßt. Wir geleiten sie mit unseren herzlichsten Wünschen in ihr zweites Jahrhundert und hoffen, daß es ihr beschieden sein möge, weiter als ein Werkzeug Gottes zur Ausbreitung seines Evangeliums dienen zu dürfen, zum Segen für viele.

Rundschau.

Heimat.

Die sechste Missionswoche der deutschen Missionskonferenzen in Herrnhut (11.—15. Oktober) hat ihre Veranstalter durch den unerwartet starken Besuch überrascht. Es waren rund

300 Teilnehmer, vorwiegend Geistliche aus allen Teilen Deutschlands, daneben einige akademische Lehrer und eine stattliche Anzahl von Berufsarbeitern der Mission. Die starke Beteiligung war ein Beweis dafür, daß man entschlossen ist, auch in schwerer Zeit an dem Missionsberuf der deutschen Christenheit im Vertrauen auf Gott festzuhalten. Ueberraschend war auch die Ruhe, die trotz des Druckes der Kriegszeit die Tagung beherrschte. Man spürte, daß man in einem Kreis von Menschen stand, denen der Krieg beständig eine schwere äußere und innere Arbeit verursachte, die sich aber für einige Tage entschlossen dem gemeinsamen Friedenswerk zugewandt hatten. Das war nicht zum Nachteil der Missionswoche.

Die Tagesordnung war stark durch den Krieg beeinflusst¹⁾. Die Einführung in die praktische Arbeit der deutschen Mission war diesmal in die Nachmittags- und Abendvorträge verlegt worden. Ein Nachmittag war der Jahrsfeier der Basler Mission — der Dankeschuld an Basel — gewidmet. An einem zweiten Nachmittag richtete man den Blick auf die Deutschen im Ausland und ihre Bedeutung für die deutsche Mission. Von drei Abendvorträgen schilderte einer, auf Grund einer Studienreise des Vortragenden in knappen Strichen die deutschen Missionsfelder in Südwest-, Süd- und Ostafrika; ein zweiter handelte von der deutschen Mission in Kamerun, ein dritter von der in China. Immer war man sich dabei der Nöte und der Fragen des Weltkrieges bewußt, am schmerzlichsten natürlich beim Blick auf das schwer getroffene Kamerun. Im ganzen aber hatte man das Gefühl, daß es jetzt nicht Zeit sei, über die Missionsfelder und die Arbeit daselbst zu reden. Was wir dort besitzen, liegt für uns größtenteils im Dunkeln; wir müssen es in Gottes Hand lassen.

Umso stärker forderten die großen grundsätzlichen Missionsfragen ihr Recht, die der Krieg in den Mittelpunkt gerückt hat. Ihnen waren die vier Vormittage gewidmet. Die Themata der ersten drei Morgen hingen innerlich so eng zusammen, daß man beschloß, die drei Referate in dem Jahrbuch der Vereinigten Missionskonferenzen, das nächstens erscheinen wird, abzudrucken; das erste finden unsere Leser auch an der Spitze des vorliegenden Heftes. Es handelte sich am Evangelium, am zweiten das nationale Gepräge unseres Dienstes am Evangelium, am dritten um den Weltmissions-Gedanken in der Feuerprobe des Weltkrieges; der dritte Tag stellte die Gewissensfrage, ob die neueste Entwicklung des deutschen Missionsbetriebes, insbesondere das Streben nach Heranziehung

¹⁾ Hier die Themata und Referenten: Vormittags: 1. Die Mission als Trägerin des Menschheits-evangeliums in völkischer Bedingtheit (D. Sütger). 2. Missionshoffnungen und -ideale angesichts des Weltkrieges (Hennig). 3. Besteht gegenwärtig eine drohende Gefahr der Verweltlichung unseres Missionslebens? (D. Richter). Nachmittags: 1. Unsere Neuorientierung gegenüber der Welt des Islam (Witz). Ein Gruß zur 4. Unsere Neuorientierung gegenüber der Welt des Islam an Basel. Ein Gruß zur Jahrsfeier (W. Schlatter). 2. Auslandsdeutschum und Mission in Gegenwart und Zukunft (D. Mirbt). Abends: 1. Eindrücke auf einer Afrika-reise (D. Mirbt). 2. Der Krieg und unsere Kamerunmission (Witz). 3. Das alte und neue China (Genähr).